
Roland Barthes

Das Rauschen der Sprache

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 1695

Die *Kritischen Essays* in Band IV unterscheiden sich nach Umfang, Stil, Anlaß und Zielsetzung: In sieben Abteilungen reicht die Spannweite der 46 Aufsätze aus den Jahren 1967 bis 1980 von den frühen Texten über Literatur und Wissenschaft, dem berühmten Aufsatz *Der Tod des Autors*, Arbeiten aus dem Umfeld der *Mythen des Alltags* über Sprache und Stil bis hin zu *Lektüren* u. a. von Brecht, Michelet, Brillat-Savarin oder Bataille. Kraftzentrum all dieser Texte aber sind die für Roland Barthes zentralen Problematiken der Sprache und des Schreibens – und mit fortschreitendem Alter immer dringlicher: des literarischen Schreibens, nicht zuletzt auch des eigenen. Und so steht am Ende der Vorlesung am Collège de France über Proust die nicht nur rhetorische Frage, ob er selbst nicht einen Roman schreibe.

Roland Barthes
Das Rauschen der Sprache

(Kritische Essays IV)

Aus dem Französischen von
Dieter Hornig

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: Essais Critiques IV.
Le bruissement de la langue
© Éditions du Seuil, Paris 1984



7. Auflage 2024

Erste Auflage 2006
edition suhrkamp 1695
© 2005, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-11695-1

www.suhrkamp.de

Inhalt

I. Von der Wissenschaft zur Literatur

Von der Wissenschaft zur Literatur	9
Schreiben, ein intransitives Verb?	18
Das Lesen schreiben	29
Über das Lesen	33
<i>Anhang</i>	
Überlegungen zu einem Lehrbuch	44
Gewähren wir die Freiheit des Schriftzugs	52

II. Vom Werk zum Text

Der Tod des Autors	57
Vom Werk zum Text	64
Mythologie heute	73
Abschweifungen	78
Das Rauschen der Sprache	88
<i>Anhang</i>	
Junge Forscher	92

III. Über Sprachen und Stil

Der Kulturfrieden	103
Die Spaltung der Sprachen	109
Der Krieg der Sprachen	124
Die rhetorische Analyse	129
Der Stil und sein Bild	136

IV. Von der Geschichte zum Wirklichen

Der Diskurs der Geschichte	149
Der Wirklichkeitseffekt	164
<i>Anhang</i>	
Das Schreiben des Geschehens	173

V. Der Zeichenliebhaber

Bewunderndes Staunen	183
Ein sehr schönes Geschenk	185
Warum ich Benveniste liebe	188
Die Fremde	194
Die Rückkehr des Poetikers	198
Lernen und lehren	202

VI. Lektüren

Lektüren I

Wegstreichen	209
Bloy	219

Drei Nachlektüren

Heute: Michelet	223
Michelets Modernität	237
Brecht und der Diskurs: Beitrag zu einer Untersuchung der Diskursivität	241

Lektüren II

F. B.	252
Die barocke Seite	262
Was dem Signifikanten widerfährt	265
Die Ausgänge des Textes	267
Brillat-Savarin-Lektüre	279
Eine Forschungsidee	301
»Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen«	307
Vorwort zu <i>Tricks</i> von Renaud Camus	321
Das ständige Scheitern des Sprechens über das Geliebte	326

VII. Umfeld der des Bildes

Schriftsteller, Intellektuelle, Professoren	339
An das Seminar	363
Der Prozeß, der den Intellektuellen immer wieder	374
Beim Verlassen des Kinos	376
Das Bild	381
Erwägung	390

I.

Von der Wissenschaft
zur Literatur

Von der Wissenschaft zur Literatur

»Der Mensch kann sein Denken nicht in Sprache bringen,
ohne sein Sprechen zu überdenken«

Bonald

Die französischen Universitäten verfügen über eine offizielle Liste der Sozial- und Humanwissenschaften, die Gegenstand einer anerkannten Lehre sind, und grenzen damit die Fachgebiete der von ihnen verliehenen Diplome ein: Man kann Doktor der Ästhetik, der Psychologie oder der Soziologie werden, nicht aber der Heraldik, der Semantik oder der Viktimologie. Damit determiniert die Institution direkt die Natur des menschlichen Wissens, indem sie ihre Einteilungs- und Zuordnungsweisen durchsetzt, genau wie eine Sprache durch ihre »obligatorischen Rubriken« (und nicht nur durch ihre Ausschließungen) auf eine bestimmte Art zu denken zwingt. Mit anderen Worten: Wissenschaft (mit diesem Wort ist hier die Gesamtheit der Sozial- und Humanwissenschaften gemeint) wird weder durch ihren Inhalt definiert (er ist oft nicht klar umrissen und wechselhaft) noch durch ihre Methode (sie variiert von einer Wissenschaft zur anderen: was hat die Geschichtswissenschaft mit der Experimentalpsychologie gemein?), noch durch ihre Ethik (weder Seriosität noch Strenge sind Alleinbesitz der Wissenschaft), noch durch ihre Kommunikationsweise (die Wissenschaft äußert sich in Büchern, wie alles übrige) – definiert wird eine Wissenschaft vielmehr allein durch ihren *Status*, das heißt durch ihre gesellschaftliche Bestimmung: Gegenstand von Wissenschaft ist jeglicher Stoff, dessen Weitergabe die Gesellschaft für wert befindet. Mit einem Wort: Wissenschaft ist das, was gelehrt wird.

Die Literatur besitzt alle sekundären Merkmale der Wissenschaft, das heißt alle Attribute, die sie nicht definieren. Ihre Inhalte sind die der Wissenschaft: Es gibt sicherlich keinen einzigen wissenschaftlichen Stoff, der nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt von der Weltliteratur behandelt wurde: Die Welt des Werks ist eine totale Welt, in der jegliches Wissen (das gesellschaftliche, psychologische, historische) Platz hat, so daß die Literatur für uns jene große kosmogonische Einheit besitzt, deren sich die alten Griechen erfreuten, die uns der aufgesplitterte Zustand der Wissenschaften heutzutage jedoch versagt. Zudem ist die Litera-

tur, wie die Wissenschaft, methodisch: Sie hat ihre Forschungsprogramme, die je nach Schulen und Epochen variieren (wie übrigens die der Wissenschaft), ihre Untersuchungsregeln und mitunter sogar ihre experimentellen Ansprüche. Die Literatur hat, wie die Wissenschaft, ihre Ethik, eine bestimmte Art und Weise, aus ihrem Selbstverständnis die Regeln ihres Tuns abzuleiten und folglich ihre Unternehmungen einem gewissen Geist des Absoluten zu unterwerfen.

Ein letzter Zug vereint Wissenschaft und Literatur, trennt sie zugleich aber auch zuverlässiger voneinander als jeder andere Unterschied: beide sind Diskurse (was in der Idee des antiken *logos* gut zum Ausdruck kam), aber zur Sprache, die beide konstituiert, stehen oder, wenn man lieber will, bekennen sich die Wissenschaft und die Literatur auf je andere Weise. Für die Wissenschaft ist die Sprache lediglich ein Instrument, das es so transparent, so neutral wie möglich zu gestalten und der wissenschaftlichen Materie (Operationen, Hypothesen, Resultate) zu unterwerfen gilt, die, so heißt es, außerhalb von ihr existiert und ihr vorgängig ist: Es gibt einerseits und *zuerst* die Inhalte der wissenschaftlichen Mitteilung, die alles sind, andererseits und *danach* die verbale Form, die diese Inhalte auszudrücken hat und nichts ist. Es ist kein Zufall, wenn ab dem 16. Jahrhundert der gemeinsame Aufschwung des Empirismus, des Rationalismus und der religiösen Evidenz (mit der Reformation), das heißt des wissenschaftlichen Geistes (im sehr weiten Sinn des Wortes) mit einem Rückgang der Autonomie der Sprache einherging, die nunmehr zum Instrument oder zum »schönen Stil« verkam, während sich im Mittelalter die menschliche Bildung in Gestalt des *Septeniums* beinahe gleichberechtigt die Geheimnisse des Sprechens und die der Natur teilte.

Für die Literatur hingegen, zumindest für die von Klassik und Humanismus losgelöste, kann die Sprache nicht mehr das bequeme Instrument oder der luxuriöse Dekor einer gesellschaftlichen, gefühlswegenden oder poetischen »Realität« sein, die ihr vorgängig wäre und deren Ausdruck sie mittels Unterwerfung unter Stilregeln zusätzlich zu besorgen hätte: Die Sprache ist das Wesen der Literatur, ihre eigentliche Welt: Die gesamte Literatur ist im Schreibakt enthalten, und nicht mehr in dem des »Denkens«, des »Ausmalens«, des »Erzählens« oder des »Fühlens«. Technisch gesehen und laut der Definition von Jakobson, be-

zeichnet das »Poetische« (das heißt das Literarische) jenen Typus der Mitteilung, der seine eigene Form zum Gegenstand nimmt, und nicht seine Inhalte. Ethisch gesehen verfolgt die Literatur kraft des bloßen Durchgangs durch die Sprache die Zerrüttung der wesentlichen Begriffe unserer Kultur, und an erster Stelle des Begriffs des »Wirklichen«. Politisch gesehen ist die Literatur dadurch revolutionär, daß sie verkündet und veranschaulicht, daß keine Sprache unschuldig ist, und dadurch, daß sie das praktiziert, was sich als »integrale Sprache« bezeichnen ließe. Die Literatur trägt somit heute als einzige die gesamte Verantwortung für die Sprache; denn die Wissenschaft bedarf zwar der Sprache, ist aber nicht, wie die Literatur, *in* der Sprache; die eine wird gelehrt, also ausgesprochen und dargelegt; die andere wird eher vollführt als überliefert (gelehrt wird nur ihre Geschichte). Die Wissenschaft wird gesprochen, die Literatur wird geschrieben; die eine wird von der Stimme geleitet, die andere folgt der Hand; hinter beiden steckt weder der gleiche Körper noch das gleiche Begehren.

Der Gegensatz zwischen der Wissenschaft und der Literatur, der im wesentlichen auf einer bestimmten Stellung zur Sprache beruht, die einmal unterschlagen, einmal einbekannt wird, ist besonders dem Strukturalismus wichtig. Gewiß deckt dieses meistens von außen aufgesetzte Wort derzeit sehr unterschiedliche, mitunter voneinander abweichende und sogar feindliche Unternehmungen ab, und niemand darf sich das Recht herausnehmen, in seinem Namen zu sprechen; der Autor dieser Zeilen versteigt sich nicht dazu; er hält nur vom gegenwärtigen »Strukturalismus« die speziellste und folglich relevanteste Version fest und versteht unter diesem Wort eine bestimmte von den Methoden der derzeitigen Linguistik angeregte Weise des Analysierens kultureller Werke. Das heißt, daß der selbst aus einem linguistischen Modell hervorgegangene Strukturalismus in der Literatur, einem Werk aus Sprache, einen mehr als verwandten Gegenstand antrifft: einen ihm selbst gleichartigen. Diese Deckung schließt eine gewisse Verlegenheit, ja eine gewisse Zerrissenheit nicht aus, je nachdem, ob der Strukturalismus zu seinem Gegenstand die Distanz einer Wissenschaft wahren möchte oder ob er, im Gegenteil, bereit ist, die Analyse, deren Träger er ist, in dieser Unendlichkeit der Sprache, die heute in der Literatur vorüberzieht, aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, kurz, ob er sich als Wissenschaft oder als Schreiben versteht.

Als Wissenschaft ist der Strukturalismus, das kann man sagen, auf allen Ebenen des literarischen Werks »zu Hause«. Zunächst auf der Ebene der Inhalte oder, genauer, der Form der Inhalte, da er bestrebt ist, die »Sprache« der erzählten Geschichten zu erstellen, ihre Gliederungen, Einheiten, die Logik ihrer Verknüpfungen, mit einem Wort, die allgemeine Mythologie, an der jedes literarische Werk teilhat. Dann auf der Ebene der Diskursformen; aufgrund seiner Methode richtet der Strukturalismus sein besonderes Augenmerk auf die Einteilungen, die Ordnungen, die Verkettungen; sein wesentlicher Gegenstand ist, da es keine Kultur ohne Klassifizierung gibt, die Taxonomie oder das unweigerlich von jedem menschlichen Werk, ob Institution oder Buch, eingesetzte Distributionsmodell; nun besitzt der Diskurs – oder die satzübersteigende Wortmenge – seine eigenen Organisationsformen: auch er ist Einteilung, und zwar signifikante Einteilung. In diesem Punkt hat der literarische Strukturalismus einen glanzvollen Vorfahren, dessen historische Rolle aus ideologischen Gründen gewöhnlich unterschätzt oder herabgesetzt wird: die »Rhetorik«, das beeindruckende Bestreben einer ganzen Kultur, die Formen des Sprechens zu analysieren und einzuteilen, die Welt der Sprache intelligibel zu machen. Und schließlich auf der Ebene der Wörter: Der Satz besitzt nicht nur einen wörtlichen oder denotativen Sinn; er ist auch voller zusätzlicher Bedeutungen: Als kulturelle Referenz, rhetorisches Modell, absichtlich mehrdeutige Äußerung und bloße Denotationseinheit in einem ist das »literarische« Wort tief wie ein Raum, und dieser Raum ist das eigentliche Feld der strukturalen Analyse, deren Ansatz weit über den der früheren Stilistik hinausgeht, die vollständig auf einer falschen Vorstellung der »Ausdruckskraft« beruht. Auf allen seinen Ebenen, der der Inhaltlichkeit, der des Diskurses und der der Wörter, bietet das literarische Werk dem Strukturalismus das Bild einer zur eigentlichen Struktur der Sprache vollkommen homologischen Struktur (die derzeitigen Forschungen streben diesen Nachweis an); der aus der Linguistik hervorgegangene Strukturalismus stößt in der Literatur wieder auf einen Gegenstand, der selbst aus der Sprache hervorgegangen ist. Verständlich wird damit der Anspruch des Strukturalismus, eine Wissenschaft von der Literatur oder, genauer, eine Linguistik des Diskurses zu begründen, deren Gegenstand die »Sprache« der auf vielfachen Ebenen erfaßten literarischen Formen ist – ein recht neues Vorhaben, ging

man doch bisher nur auf sehr marginale Weise, über die Geschichte der Werke, der Autoren oder der Texte (Philologie), »wissenschaftlich« an die Literatur heran.

Dieses Projekt ist, so neu es auch sein mag, jedoch nicht befriedigend – oder zumindest nicht ausreichend. Es läßt das eingangs erwähnte und in dem Gegensatz zwischen Wissenschaft und Literatur allegorisch angedeutete Dilemma bestehen, insofern letztere sich – unter der Bezeichnung Schreiben – zu ihrer eigenen Sprache bekennt und erstere sie ausblendet – indem sie vorgibt, die Sprache für ein bloßes Instrument zu halten. Mit anderen Worten, der Strukturalismus wird immer nur eine »Wissenschaft« mehr sein (davon entstehen mehrere pro Jahrhundert, darunter manche kurzlebige), wenn es ihm nicht gelingt, die Subversion der wissenschaftlichen Sprache in den Mittelpunkt seines Tuns zu rücken, das heißt, »geschrieben zu werden«: Wie sollte er auch nicht gerade die Sprache in Frage stellen, die ihm zur Erkenntnis der Sprache dient? Die logische Fortsetzung des Strukturalismus kann nur darin bestehen, zur Literatur im Sinn nicht mehr des »Gegenstands« einer Analyse, sondern von Schreibtätigkeit, aufzuschließen, die aus der Logik hervorgegangene Unterscheidung aufzuheben, die aus dem Werk eine Objektsprache und aus der Wissenschaft eine Metasprache macht, und somit das illusorische Privileg aufs Spiel zu setzen, das für die Wissenschaft mit dem Besitz einer sklavischen Sprache einhergeht.

Der Strukturalist muß sich also noch in einen »Schriftsteller« verwandeln, nicht, um den »schönen Stil« zu lehren oder zu praktizieren, sondern um die brennenden Probleme jeglicher Äußerung aufzufinden, sobald diese sich nicht mehr in die wohltuende Wolke der Illusionen des Realismus hüllt, die die Sprache als das bloße Medium des Denkens hinstellen. Diese – zugegebenermaßen noch recht theoretische – Verwandlung bedarf noch einiger Erhellungen – oder Erkenntnisse. Zunächst lassen sich die Beziehungen zwischen Subjektivität und Objektivität – oder, wenn man das vorzieht, die Stellung des Subjekts in seiner Arbeit – nicht mehr so denken wie in der Glanzzeit der positivistischen Wissenschaft. Objektivität und Strenge, jene Attribute des Gelehrten, die man uns immer noch als Kopfzerbrechen hinstellt, sind hauptsächlich vorbereitende, zum Zeitpunkt der Arbeit notwendige Eigenschaften, und insofern besteht kein Anlaß, sie zu verdächtigen oder aufzugeben; diese Eigenschaften lassen sich je-

doch nicht auf den Diskurs übertragen, es sei denn durch eine Art Taschenspielertrick, ein rein metonymisches Verfahren, das die *Vorsichtsmaßregel* und ihren diskursiven Effekt verwechselt. Jede Äußerung setzt ihr eigenes Subjekt voraus, ob sich dieses Subjekt nun anscheinend direkt ausdrückt, indem es *ich* sagt, oder indirekt, indem es sich als *er* bezeichnet, oder als Leerstelle, indem es unpersönliche Wendungen einsetzt; dabei handelt es sich um rein grammatische Trugbilder, die bloß die Art und Weise variieren, auf die sich das Subjekt im Diskurs konstituiert, das heißt, sich theatralisch oder den anderen phantasmatisch darbietet; sie bezeichnen somit allesamt Formen des Imaginären. Die verhänglichste unter allen diesen Formen ist die ausschließende, eben jene, die gewöhnlich im wissenschaftlichen Diskurs gepflogen wird, aus dem sich der Wissenschaftler im Bestreben nach Objektivität ausschließt; ausgeschlossen wird jedoch immer nur die (psychologische, fühlende, biographische) »Person«, keineswegs das Subjekt; mehr noch, dieses Subjekt füllt sich sozusagen mit der ganzen Ausschließung, die es spektakulärerweise seiner Person auferlegt, so daß, auf der Ebene des Diskurses – der, das darf man nicht vergessen, folgeschweren Ebene –, die Objektivität ein Imaginäres wie jedes andere ist. Eigentlich könnte nur eine vollständige Formalisierung des wissenschaftlichen Diskurses (desjenigen der Humanwissenschaften, versteht sich, da dies für die anderen Wissenschaften bereits weitgehend geleistet ist) der Wissenschaft die Risiken des Imaginären ersparen – es sei denn, sie wäre bereit, dieses Imaginäre *in völliger Kenntnis der Sache* zu praktizieren, einer Kenntnis, die nur im Schreiben erzielt werden kann: Schreiben allein hat die Chance, die Unaufrichtigkeit aufzuheben, die jeder Sprache, die sich ihrer nicht bewußt ist, anhaftet.

Schreiben allein vollzieht – und dies ist ein erster Ansatz zu seiner Definition – die Sprache in ihrer Totalität. Der Rückgriff auf den wissenschaftlichen Diskurs als Instrument des Denkens setzt voraus, daß ein neutraler Zustand der Sprache existiert, von dem sich, gleichsam als Abweichungen und Verzerrungen, eine bestimmte Anzahl von Sondersprachen wie etwa die literarische oder die poetische Sprache herleiten; dieser neutrale Zustand wäre, meint man, der Referenzcode aller »exzentrischen« Sprachen, die nur Untercode von ihm wären; indem sich der wissenschaftliche Diskurs mit diesem referentiellen Code, der Grundlage jeder Normalität, identifiziert, maßt er sich eine Autorität an,

die das Schreiben eben genau anfechten muß; denn der Begriff »Schreiben« impliziert die Vorstellung, daß die Sprache ein umfassendes System ist, in dem kein Code privilegiert oder, wenn man lieber will, zentral ist und in dem zwischen den Abteilungen eine Beziehung der »fluktuierenden Hierarchie« herrscht. Der wissenschaftliche Diskurs hält sich für einen höherstehenden Code; das Schreiben will ein totaler Code mitsamt seinen eigenen Zerstörungskräften sein. Daraus folgt, daß nur das Schreiben das von der Wissenschaft aufgezwungene theologische Bild zertrümmern, den von der mißbräuchlichen »Wahrheit« der Inhalte und Argumentationen verbreiteten väterlichen Schrecken zurückweisen und der Forschung den vollständigen Raum der Sprache erschließen kann mitsamt seinen Subversionen der Logik, der Durchmischung seiner Codes, mit seinen Verlagerungen, seinen Dialogen, seinen Parodien; das Schreiben allein kann dem Selbstbewußtsein des Wissenschaftlers – sofern er seine Wissenschaft überhaupt »ausdrückt« – das gegenüberstellen, was Lautréamont als die »Bescheidenheit« des Schriftstellers bezeichnete.

Schließlich gibt es zwischen der Wissenschaft und dem Schreiben einen dritten Randbereich, den die Wissenschaft zurückerobern muß: den der Lust. In einer Gesellschaft, die vom Monotheismus völlig zur Vorstellung der ›Schuld‹ abgerichtet ist, in der jeder Wert das Ergebnis einer Mühsal ist, hat dieses Wort einen schlechten Klang: ihm haftet etwas Leichtes, Triviales, Partielles an. Coleridge sagte: »A poem is that species of composition which is opposed to works of science, by purposing, for its immediate object, pleasure, not truth« – eine zweischneidige Erklärung, da sie sich zwar zur gewissermaßen erotischen Natur des Gedichts (der Literatur) bekennt, ihm aber nach wie vor einen ausgesparten und gleichsam überwachten, vom höheren Gebiet der Wahrheit abgehobenen Bezirk zuweist. Allerdings bedingt die »Lust« – das geben wir heute eher zu – eine weitaus umfassendere, weitaus signifikantere Erfahrung als die bloße Befriedigung des »Geschmacks«. Nun wurde die Lust an der Sprache nie ernsthaft geachtet; die antike ›Rhetorik‹ hatte, auf ihre Weise, eine Vorstellung davon, indem sie eine spezielle, der Zurschaustellung und Bewunderung gewidmete Diskursgattung begründete, nämlich das epideiktische Genre; die klassische Kunst hat jedoch das *Ergötzen*, das sie deklarativ zu ihrem Gesetz erhob (Racine: »die erste Regel lautet gefallen...«) in alle Zwänge des »Natürlichen« ge-

hüllt; nur das Barock, eine literarische Erfahrung, die von unseren Gesellschaften, zumindest der französischen, nie mehr als geduldet wurde, hat eine gewisse Erforschung dessen gewagt, was man als ›Eros‹ der Sprache bezeichnen könnte. Der wissenschaftliche Diskurs ist weit davon entfernt; akzeptierte er eine solche Vorstellung, so müßte er auf alle Privilegien verzichten, mit denen ihn die gesellschaftliche Institution umgibt, und bereit sein, in jenes »literarische Leben« einzutreten, von dem Baudelaire in Zusammenhang mit Edgar Poe sagt, es sei »das einzige Element, in dem gewisse deklassierte Wesen atmen können«.

Umwandlung des Bewußtseins, der Struktur und der Zwecke des wissenschaftlichen Diskurses, das muß man vielleicht heute fordern, wo allerdings die bestehenden, florierenden Humanwissenschaften einer gemeinhin des Irrealismus und der Unmenschlichkeit bezichtigten Literatur einen immer engeren Stellenwert einzuräumen scheinen. Aber gerade deshalb: Die Rolle der Literatur besteht darin, der wissenschaftlichen Institution aktiv *vorzuführen*, was diese ablehnt, nämlich die Souveränität der Sprache. Und der Strukturalismus sollte in der Lage sein, diesen Skandal hervorzurufen; denn mit seinem hochgradigen Bewußtsein von der sprachlichen Natur der menschlichen Werke kann er heute als einziger das Problem des sprachlichen Status der Wissenschaft wieder eröffnen; dadurch, daß er die Sprache – sämtliche Sprachen – zum Gegenstand hat, ist er sehr rasch so weit gekommen, sich als Metasprache unserer Kultur zu definieren. Diese Stufe muß allerdings überwunden werden, da der Gegensatz zwischen Objektsprachen und ihren Metasprachen letztlich dem paternalistischen Modell einer Wissenschaft ohne Sprache unterworfen bleibt. Die Aufgabe, die sich dem strukturalen Diskurs anbietet, besteht darin, völlig homogen zu seinem Gegenstand zu werden; diese Aufgabe läßt sich nur auf zwei gleichermaßen radikalen Wegen ausführen: entweder durch eine erschöpfende Formalisierung oder durch ein integrales Schreiben. In der hier vertretenen zweiten Hypothese wird die Wissenschaft in dem Maße zur Literatur, in dem die – übrigens einer zunehmenden Umwälzung der herkömmlichen Gattungen (Gedicht, Erzählung, Kritik, Essay) unterworfenen – Literatur bereits Wissenschaft ist und immer schon war; denn was die Humanwissenschaften, in welchem Bereich auch immer, ob im soziologischen, psychologischen, psychiatrischen, linguistischen usw., heute ent-

decken, das hat die Literatur immer schon gewußt; der einzige Unterschied liegt darin, daß sie es nicht *gesagt*, sondern *geschrieben* hat. Angesichts dieser ganzen Wahrheit des Schreibens erscheinen die übrigens spät, im Gefolge des bürgerlichen Positivismus entstandenen »Humanwissenschaften« als die technischen Alibis, die unsere Gesellschaft vorschützt, um in ihr die Fiktion einer selbstherrlich – anmaßend – von der Sprache losgelösten theologischen Wahrheit aufrechtzuerhalten.

1967, *Times Literary Supplement*

Schreiben, ein intransitives Verb?

1. Literatur und Linguistik

Jahrhundertlang hat die abendländische Kultur die Literatur nicht – wie dies heute noch geschieht – anhand einer Praxis der Werke, Autoren und Schulen gedacht, sondern anhand einer regelrechten Theorie der Sprache. Diese Theorie besaß einen Namen: *Rhetorik*, die im Abendland von Gorgias bis zur Renaissance, das heißt nahezu zwei Jahrtausende lang, dominierte. Die ab dem 16. Jahrhundert durch die Entstehung des modernen Rationalismus gefährdete Rhetorik ist vollständig untergegangen, als sich dieser Rationalismus am Ende des 19. Jahrhunderts in den Positivismus verwandelt hat. Zu diesem Zeitpunkt gibt es sozusagen keine gemeinsame Reflexionszone mehr zwischen Literatur und Sprache: Die Literatur empfindet sich nicht mehr als Sprache, außer bei einigen vorausweisenden Schriftstellern wie Mallarmé, und die Linguistik maßt sich über die Literatur nur sehr beschränkte Rechte an, die in eine sekundäre philologische Disziplin mit übrigens ungewissem Status eingeschlossen sind: die Stilkunde.

Bekanntlich ändert sich diese Situation derzeit, und zum Teil sind wir, scheint mir, hier auch versammelt, um dies zur Kenntnis zu nehmen: Literatur und Sprache finden wieder zueinander. Die Faktoren dieser Annäherung sind mannigfaltig und komplex; ich nenne die offensichtlichsten: zum einen die Aktion gewisser Schriftsteller, die seit Mallarmé eine radikale Erforschung des Schreibens unternommen und ihr Werk zur Suche nach dem Totalen Buch gemacht haben wie Proust und Joyce; zum anderen die Entwicklung der Linguistik selbst, die nunmehr das *Poetische* oder die Ordnung der mit der Mitteilung und nicht mit deren Referenten verknüpften Wirkungen in ihr Feld aufnimmt. Es gibt also heute eine neue und, ich betone, der Literatur und der Linguistik, dem Literaturschöpfer und dem Kritiker gemeinsame Reflexionsperspektive, deren bisher völlig abgesonderte Aufgaben zu kommunizieren und – zumindest auf der Ebene des Schriftstellers, dessen Aktion sich immer mehr als Sprachkritik definieren läßt – vielleicht sogar zu verschmelzen beginnen. Aus dieser Perspektive heraus möchte ich durch einige knappe, zukunfts-

gerichtete und nicht konklusive Bemerkungen andeuten, wie sich die Schreibtätigkeit heute mit Hilfe bestimmter linguistischer Kategorien formulieren läßt.

2. Die Sprache

Dieses neue Zusammentreffen von Literatur und Linguistik, von dem ich eben sprach, ließe sich vorläufig, und in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, als *Semiokritik* bezeichnen, da sie voraussetzt, daß das Schreiben ein System von Zeichen ist. Die Semiokritik läßt sich jedoch nicht mit der auch noch so umgewandelten Stilistik gleichsetzen oder wird zumindest von der Stilistik bei weitem nicht ausgeschöpft. Es handelt sich um eine Perspektive von ganz anderer Tragweite, deren Gegenstand nicht aus bloß formalen Beiläufigkeiten bestehen kann, sondern aus den Beziehungen zwischen dem Schreibenden und der Sprache. Das bedingt, daß man, falls man eine derartige Perspektive übernimmt, keineswegs das Interesse am Wesen der Sprache verliert, sondern, ganz im Gegenteil, ständig zu den wie immer vorläufigen »Wahrheiten« der linguistischen Anthropologie zurückkehrt. Manche dieser Wahrheiten wirken angesichts einer gewissen landläufigen Vorstellung von Literatur und Sprache noch provokant, weshalb man nicht umhin kann, sie in Erinnerung zu rufen.

1. Ein Lehrsatz der derzeitigen Linguistik lautet, daß es keine archaische Sprache gibt oder zumindest, daß zwischen der Einfachheit und dem Alter einer Sprache keine Beziehung besteht: Die alten Sprachen können genauso vollständig und komplex sein wie die jüngeren Sprachen; es gibt keine Fortschrittsgeschichte der Sprache. Wenn wir also versuchen, im modernen Schreiben bestimmte grundlegende Kategorien der Sprache aufzufinden, so erheben wir nicht den Anspruch, einen gewissen Archaismus der »Psyche« freizulegen; wir sagen nicht, daß der Schriftsteller zum Ursprung der Sprache zurückkehrt, sondern daß die Sprache für ihn Ursprung ist.

2. Ein zweiter, im Hinblick auf die Literatur besonders wichtiger Grundsatz lautet, daß die Sprache nicht als ein bloß zweckgerichtetes oder dekoratives Werkzeug des Denkens angesehen werden darf. Der Mensch existiert weder phylogenetisch noch ontogenetisch vor der Sprache. Wir stoßen niemals auf einen Zu-